



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Geffcken, Johannes: Griechische Kultur in der modernen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Gedanke an die Strenge des Gesetzes, an die Mitleidlosigkeit der Menschen und — der Blick in das eigne Herz wecken keine Hoffnungen. Und Erwartungen? — ach ja, erwarten darfst du mancherlei, nur nichts Gutes, nichts Frohes, nichts Schönes mehr! Was erwartet dich, wenn die Stunde der Freiheit dir einst schlägt? Wenn du nach verbüßter Strafe aus dem Zuchthaus entlassen, in die Welt hinaus, unter deine Brüder trittst? Ach, wo ist da einer, der nicht dem ältern Bruder des Gleichnisses gleiche, der da zornig wurde, als seines Vaters verlornen Sohn wiedergekehrt war, und der es nicht mit ansehen konnte, daß jenem wieder der Tisch gedeckt wurde? Nein, erwarte nichts mehr, wenn du in diesem Hause gewesen bist. Wenn deine Strafe verbüßt ist, so fängt sie eigentlich erst an!

Das sind die Silvestergedanken, mit denen sich die ernstern unter den Gefangnen tragen, die Unglücklichen, die nicht Stammgäste werden wollen in diesem Hause, in das ich den Leser heute zu flüchtigem Besuche geführt habe. Wie wäre es, wenn diese Silvesterfeier den Leser dazu anregte, sich im kommenden Jahre nicht bloß mit einem kalten Geldbeitrag für irgendeinen der „Fürsorgevereine für entlassene Sträflinge,“ deren Name allein schon die Hilfesuchenden abschreckt, abzufinden, sondern dem jüngern Bruder selbst freundlich die Hand zu reichen, wenn er etwa an seine Thür klopfen sollte?



## Griechische Kultur in der modernen

Von Johannes Geffken



chon um die Mitte der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts sind die realistischen Schulen aufgekommen, deren erste energische Lebensbethätigung sich in heftiger Polemik gegen „die auf der Sitzbank vermüßten Geschöpfe“ des Gymnasiums äußerte, wie es Immermann in seinem Zeitspiegel, den „Epigonen,“ einem Realschulmann in den Mund legt. Auch damals schon fiel im Lager der glücklich Besizenden, der Freunde der absoluten Gymnasialbildung, manches Wort, das in spätern Zeiten wieder erklingen ist, und auch manche Parteiphrase. Dann wurde es wieder auf lange Zeit ruhig; die Vertreter der humanistischen Bildung glaubten sich weiter ihres ungestörten Besizes erfreuen zu können, obwohl die Gegner, rührig wie jede Aktionspartei, nicht müßig blieben, bis dann endlich vorausfliegende Sturmvögel auch dem behaglichsten Schulmann in der Geißblattlaube eines kleinen Städtchens, dem ungläubigsten Optimisten einen Orkan gegen alles, was ihm bisher teuer gewesen war, verkündete.

Nun wurde mobil gemacht im Philologenlager; der Abfall weniger, die ihrer Wissenschaft nicht froh geworden waren, zählte nicht viel, machte die Reihen noch nicht dünner. Aber leider war die Mobilmachung doch nicht allgemein; die Universitäten hielten sich fast ganz beiseite. Männer, von denen man erwartet hatte, daß sie ihre bisher bei jeder Gelegenheit so kräftig beherrschende Stimme erheben würden, schwiegen oder meinten, die Wissenschaft würde dadurch, daß sie den Boden der Schule verlöre, in sublimen Höhe über dem Erdenstaub schwebend nur um so freier die glänzenden Schwingen ent-

falten, wie sich ja auch die Orientalistik für sich selbst entwickelt habe. Das wurde zum Leitmotiv mancher Universität, man hörte den gefährlichen Trugschluß immer wieder, besonders aus dem Munde der jüngern Dozenten. So standen die Schulmänner, deren Ideal die hurtigen Federn schnellfertiger Journalisten zu durchlöchern suchten, und deren Persönlichkeiten bis in die Romane der Eintagsdichter hinein lächerlich gemacht wurden, ziemlich allein. Das hat ihnen trotz aller Bitterkeit, die sich bei ihnen ansammelte, nicht geschadet.

Denn man besann sich auf sich selbst, man lernte die Ideale, die von ernstern Gegnern angegriffen, von frivolen besudelt wurden, durch genaue Prüfung aller der gegen sie erhobnen Gründe neu beleben, und der Glaube an sie wurde nur noch stärker; so nützte uns der Streit nicht weniger, als der Theologie in den siebziger Jahren die vielen Angriffe der Gegner. Auch auf den Universitäten besann man sich wieder auf seine Pflicht, nicht etwa, weil sich nach 1890 die Hörsäle der Philologen reizend leerten, sondern in der Erkenntnis der gewaltigen Gefahr, die unsrer deutschen Kultur drohte, und was versäumt worden war, suchte man nachzuholen. Durch öffentliche Vorträge, durch populäre Schriften, die dazu bestimmt waren, für Griechenlands Geistesarbeit bei denen zu wirken, die des Griechischen unkundig waren, wurden erfreuliche Ergebnisse erreicht. So fand denn die neue Schulkonferenz die Häupter der humanistischen Bildung auf ihrem Plage; es machte tiefen Eindruck, mit welcher Wärme, mit welcher bedingungslosen Energie z. B. der Theologe A. Harnack für die Erhaltung des Griechischen eintrat.

Der Streit ist noch lange nicht zu Ende damit, daß das Gymnasium nun nicht mehr allein die Reife zur Universität giebt. Denn jetzt geht man dem Gymnasium selbst in seinem innersten Kerne zu Leibe, dem Griechischen. Mit diesem aber steht und fällt das Gymnasium: das ist unendlich oft gesagt worden, muß aber ebenso oft wiederholt werden. Das Lateinische will man bestehen lassen, weil man meint, daß die unerbittliche Logik seiner Satzfügung im Verein mit der Mathematik den jungen Geist in die beste Denksucht zu nehmen vermöchte, und weil man dem Römervolke doch für die juristische Verstandeschulung einen gewissen Dank zu schulden glaubt. Aber allein mit dem Lateinischen, ohne das Griechische steht das Gymnasium da wie ein Kavallerist zu Fuß.

Fast alle geistigen Kämpfe werden gelegentlich mit frivolen Mitteln geführt. Es ist aber oberflächlich, die Gegner, weil unter ihnen auch frivole Gesellen sind, geistig zu verachten. Der neue Kulturkampf, worin wir mitten drin stehn, ist nicht vom Zaune gebrochen; es ist falsch, wenn D. Säger sagt, man habe der Nation den ungeheuern Bären aufgebunden, daß sie unzufrieden mit ihrem Schulwesen sei. Man kann, wie ich es selbstverständlich auch thue, den Gegnern keinen Schritt zu weichen gesonnen sein, aber man muß zugeben, daß die Wurzeln des Streits tiefer liegen. Der Kampf gegen das Gymnasium, den man mit übel angebrachtem Pessimismus schon den Todeskampf des Gymnasiums genannt hat, ist nur ein Teil der litterarisch-künstlerischen Revolution, die in den achtziger Jahren begonnen hat. Man hatte sich an den traditionellen Konflikten der die klassischen Dichter unsrer Nation mehr oder minder nachahmenden Poeten, am hohlen Pathos, am akademischen Wesen der bildenden Künstler so übersättigt, daß man nach Neuem, nach Originellem geradezu schrie. Und das Neue, das Originelle kam, es kam in der Litteratur mit Ibsen, Tolstoi und einer Reihe begabter deutscher Autoren, die ohne jede Tradition, ganz voraussetzungslos arbeiteten; es kam in der Kunst mit einer Reihe ursprünglicher Kräfte, die man wohl ablehnen kann, deren Energie man aber bewundern muß. Dieser Strom schloß denn auch heran gegen die bisherige allgemeine Bildung und suchte auch sie als einen Rest einer vergangnen,

vielleicht seinerzeit ganz verdienstlichen, aber doch jetzt ganz und gar überlebten Erscheinung hinwegzuspülen. Hier aber fand er Widerstand; es regten sich viele scharfe Federn, als der neue Kulturkampf das ganze Gebäude unsrer bisherigen geistigen Bildung niederlegen wollte. Der Kampf wurde wesentlich auf dem Boden unsers Vaterlandes geführt, denn die Engländer und die Amerikaner, deren klassische Bildung doch an äußerlichem Drill alles übertraf, was die Gegner unsrer klassischen Abrihtungskünste nachsagten, sie dachten gar nicht daran, ihre Schulen zu reformieren, dieselben Nationen, deren matter of fact-Wesen man jetzt so gern nach Deutschland übertragen hätte. Nur in Skandinavien, im Vaterlande Ibsens und Bjellands, dessen Litteratur solchen Einfluß auf Deutschlands Denken und Dichten gewann, empfand man teilweise ähnlich wie bei uns, zum deutlichen Zeichen, wie sehr diese Bewegung Teil einer größern, elementaren gewesen ist.

Diese Sturzwelle, die neben trübem Schlamm auch belebende Fluten brachte, hat sich noch nicht ganz verlaufen. Aber die Gewässer haben sich geklärt. Man will keine klassizistischen Dichtungen mehr, man will keine akademischen Bilder, aber man will dem Neuen in der Litteratur und in der Kunst Raum geben, ohne dem Alten Lebewohl zu sagen, man will das Originale, Gute ganz abgesehen von seiner Zeit genießen. Das ist ein gesunder Standpunkt, er wird von unzähligen geteilt; unzählige freuen sich am Modernen, wenn es gut ist, und vertiefen sich doch in Goethe und lassen sich von kundigen Interpreten in die klassische Zeit deutscher Litteratur einführen.

Man redet heute so viel von bildender Kunst, man ereifert sich für und wider mit solcher Leidenschaft, daß man bei der allgemeinen Teilnahme an die Hefigkeit der alten Kirchenstreitigkeiten erinnert wird. Aber viel zu wenig erinnert man sich bei dem Schlagwörterwechsel daran, daß es auch eine litterarische Kunst giebt. Man urteilt über Dichtungen hinweg, ohne sich der feinen Kunstgesetze, der Kunstmittel ihres Schöpfers bewußt zu werden. Gewiß ist der Beifall eines naiven Gemüts für den Autor die beste Belohnung, aber die Kunst verlangt allerwärts Studium, was der Meister unter Herzklopfen und Nachdenken erschaffen hat, das sollen wir nachschaffend genießen lernen. Wir Deutschen sind ja das Volk der edelsten Kunstkritik der Welt, Goethe und Schiller, Lessing und Herder sind schlagende Namen, in neuerer Zeit setzen Männer wie B. Hehn und E. Schmidt unsern alten Ruhm fort. Aber woher kommt uns diese Kunst. Sie ist erwachsen aus der gründlichen Beschäftigung mit den antiken Poeten; als es außer Klopstock, Ramler, Gellert noch keine eigentliche deutsche Litteratur gab, sann Lessing, geschult an seinen antiken Klassikern, über den Aufbau, über die Grundbedingungen poetischer Erzeugnisse nach; er erkannte ein Kunstgeheimnis Homers, er prüfte an dieser Norm die Neuern, und voll des Gelehrten schuf der große Kunstdenker Dramen, die sich bis heute erhalten haben. Aber man versteht sie bis ins einzelne nur, wenn man auch die Muster Lessings kennt. Lessing hat sich, tapfer wie er jederzeit war, bemüht, die Kunstregeln des Aristoteles zu ergründen. Es ist ihm nicht geglückt, aber geglückt ist ihm der Beweis, wie oberflächlich die Franzosen den Aristoteles deuteten und befolgten. Gewiß, wir sind über die technologischen und etwas pedantischen Anschauungen des Aristoteles von der Poesie hinausgediehen, aber wir dürfen nicht vergessen, welche ungeheure Bedeutung seine Lehre für unsre Litteratur gehabt hat.

Wenn sich Goethe einen Homeriden nannte, so wissen wir, wen er als seinen Meister bezeichnete. Ein wirklich künstlerisches Verständnis von „Hermann und Dorothea“ ist ohne Homer völlig unmöglich. Es soll hier natürlich nicht geleugnet werden, daß die Frage, ob sich Goethe und besonders Schiller in der Nachahmung der Antike nicht zuletzt doch verirrt haben, offen bleibt; Goethe ist es ja auch schon bei seinen Lebzeiten vorgeworfen worden.

Aber das trifft nicht auf Hermann und Dorothea zu; es ist mit das Deutscheste, was Goethe, ganz in Homer lebend, geschaffen hat. Wenn aber ein Geist wie Goethe Befriedigung fand in dem bescheidenen Gefühl, ein letzter Homeride zu sein, da sollten wir uns doch auch des Ursprungs aller Poesie in unserm Abendlande wieder bewußt werden. Freilich durfte nur ein Goethe in den Spuren des Meisters gehn, ohne ein Nachahmer zu werden, nur bei ihm, dem Größten, vollzieht sich die Verbindung zwischen Deutschem und Griechischem lebendig; um so tiefer aber dringen wir darum auch durch die Kenntnis des Griechischen in Goethe ein. Man lese das genannte Idyll in einer Realschule und auf einem Gymnasium: gewiß, unbefangne Gemüter werden den unendlichen Reiz der Dichtung in sich aufnehmen. Dazu aber braucht es nicht der Schule. Die Schule aber, hat sie einmal die Deutung der Litteratur übernommen, muß ihrer Arbeit auch ganz walten. Und halbe Arbeit bleibt es zuletzt, wenn der Lehrer den Schülern mitteilt, Homer, für sie eine unbekante Größe, habe hier sehr mitgewirkt. Wie anders aber, wenn der Schüler, der in seinem Homer lebt, nun für sich selbst die Probe vollziehen kann, selbst für sich die Entdeckungen wiederholt und in gemeinsamer Arbeit mit dem Lehrer seines Goethe, den er als Ganzes doch kaum zu ahnen vermag, wenigstens in einem Teile froh wird.

Aber noch viel weiter müssen wir gehn. Wo hasten denn überhaupt die letzten Wurzeln unsrer Poesie, weshalb bezeichnet man die Dichtungsgattung von Hermann und Dorothea mit dem herkömmlichen Namen Idyll? Der deutsche Prosaroman ist ein Abkömmling des englischen und des französischen Romans, der wieder in der italienischen Novelle wurzelt. Die italienische Novelle aber geht durch die Vermittlung der lateinischen Übersetzungen aus dem Griechischen auf hellenische Vorbilder zurück. Wieviel diese taugen, ist einerlei, das Original, das von den Griechen erfundene schriftstellerische Genre ist vorhanden, seine tiefste Wurzel steckt in griechischem Boden.

Jeder Abend im Theater, jedes Schauspiel führt uns hinüber nach Griechenland. Ich bin nicht so thöricht, zu meinen, daß sich mimische Aufführungen nicht überall von selbst erzeugen können. Aber die Kunstform in unserm Abendlande ist hellenischen Ursprungs. Wir kennen ein englisches, ein französisches, ein italienisches, ein deutsches, auch ein spanisches Theater. Shakespeare und auch der französische Einfluß haben unser deutsches Theater erzeugt. Aber ohne den römischen Poeten Seneca hätte sich die Tragödie in keinem Lande ausbilden können, die Kunstform fand in ihm ihr Vorbild, solange man die griechischen Tragödien noch nicht kannte. Seneca ist aber ohne die Griechen nicht denkbar, so frei er sie behandelt, so sehr er sie verwässert; so hat die griechische Tragödie mittelbar die Kunstform der modernen geschaffen, sie selbst aber ist ohne Original ursprünglich auf dem Boden ihres Vaterlandes gewachsen.

Fast noch mehr zeigt sich daselbe Verhältnis bei der Komödie. Das französische Lustspiel Molières wird, mag man vieles darin veraltet finden, mag sein oft burlesker Witz unserm Geschmacke nicht immer zusagen, doch immer für klassisch gelten; durch Molière — das wird wohl jedermann zugeben — ist das französische Lustspiel geschaffen worden, und damit mehr oder minder auch das deutsche. Aber Molière ist keineswegs ursprünglich, er kennt seine römischen Komödien gut; eins seiner besten Stücke, *L'avare*, ist die Nachahmung eines lateinischen Originals, aber die römischen Komödien, deren Bau auf die deutschen Stücke des Mittelalters, deren Geist auf Molière gewirkt hat, sind allzumal Übersetzungen oder Bearbeitungen griechischer Originale. Die schönen Worte: *homo sum*, oder: *summum jus summa injuria*, sie sind zuerst in griechischer Sprache erklingen. Das bürgerliche Schauspiel ist eine Schöpfung griechischen Geistes, wieder ohne Original, ursprünglich auf dem Boden von Hellas erwachsen.

Steigen wir nun einmal im Hause der Poesie ein paar Stockwerke tiefer, gewissermaßen ins Kinderzimmer. Da tönen uns aus dem Munde der Kleinen die niedlichen Fabeln mit ihrer trocknen, hausbacknen Moral entgegen. Auch da säuselt der feine Hauch der griechischen Muse. Die deutsche Fabeldichtung stammt aus der französischen, die französische ist eine Tochter der lateinischen, und die Römer übersezten wie immer so auch hier aus dem Griechischen. Treten wir, wohin wir wollen, ins Reich der litterarischen Kunst, lesen wir einen Roman, lassen wir uns von der Tragödie erschüttern, von der Komödie erheitern, hören wir auf den Kindermund: überall zeigen sich dem Wissenden uralte Beziehungen, lächelt ihm aus den jüngsten Schöpfungen die ewige Jugend uralter Kultur. Das ist nicht etwa Nachahmung, Anlehnung an Vorbilder, nichts, was wir der Renaissance, der Humanistenperiode verdanken, das ist nicht der heute auch von Philologen unnötig verschrieene Klassizismus, das ist ein geheimes Fortwirken der griechischen Kultur, eine latente, ununterbrochne Umsetzung, das ist, um es kürzer zu sagen, die Immanenz des hellenischen Geistes in unserm Denken und Schaffen, von der wir, so modern wir auch empfinden mögen, uns nicht lösen werden, diesen Zustand hat der saufende Webstuhl der Zeit selbst geschaffen.

Diesen Zusammenhang kann kein noch so scharfsinniges Menschenwort, kein frivoler Spott weglegnen, keine physische Gewalt unterbrechen. Wir sagen nicht, daß was das Altertum auf dem Gebiete der Kunst geschaffen hat, unerreichbares Muster bleibe. Die Verhältnisse des Daseins waren damals einfacher, und einfacher ist auch der Ausdruck dafür gewesen. Mit Recht wird auch darauf hingewiesen, daß das Altertum keine Historiker wie Ranke hervorgebracht hat, keinen Geist, der wie Treitschke alle Wesensäußerungen einer Zeit in jedem ihrer Pulsschläge zu spüren versucht hätte; eine Biographie wie die Wilhelms I. von E. Marcks wäre, so wenig bekannt uns auch die Biographie des Altertums im ganzen ist, in jener ganzen Zeit unmöglich gewesen. Aber wieder stehn wir hier am Ende einer langen Entwicklungsreihe. Von den Griechen, von Thukydides und Plutarch und ihren lateinischen Nachahmern — denn die Römer haben auch hier alles von Griechenland empfangen — lernte man Geschichte schreiben, die Kunstformen der Prosa sind von den Hellenen geschaffen. Daß wir sie übertroffen haben, darf uns nicht undanbar machen, um so weniger, als die großen Meister unsrer historischen Litteratur immer wieder zu den Alten zurückgekehrt sind und sich an ihrer Erhabenheit erfrischt, von ihrer wuchtigen Einfachheit gelernt haben. Vor noch nicht langer Zeit hat ein Forscher des Altertums ein Buch über die antike Kunstprosa geschrieben; er beginnt mit dem sechsten Jahrhundert v. Chr., er schließt, die Kontinuität dieser Litteratur nachweisend, mit der Renaissance.

Noch einmal sei es gesagt: wir denken nicht daran, ein Litteraturprodukt aus dem Altertum, nur weil es alt ist, für schön auszugeben, es vorbildlich zu nennen. Das Altertum hat wie unsre Zeit auch schlechte Stribenten hervorgebracht. Gewiß hat der unbedingte Klassizismus in frühern Zeiten geschadet, aber der Schade ist nicht so groß, wie man ihn neuerdings, nachdem ein bedeutender Geist einmal das Motiv angegeben hat, im Chore der Philologen zu machen sucht. Denn niemand darf leugnen, daß das Griechentum fast auf jedem Gebiete des Denkens Klassisches geschaffen hat. Ein solches Volk, das dies aus sich selbst vermag, ist eben ein klassisches, auch wenn wir nicht jeder seiner geistigen Lebensäußerungen dieses Attribut geben werden.

An den antiken, d. h. den griechischen Autoren geschult liest man mit um so feinerem, gewecktem Sinne das Moderne und prägt sich dessen Schönheiten um so tiefer ein. Der große Germanist Müllenhoff riet jedem jungen Studenten, sicher oft zu dessen größter Verwunderung, einen antiken Autor mit einem guten Kommentar gründlich durchzuarbeiten; erst wenn das geschehn war,

ließ er ihn zu seinen deutschen Übungen zu. Wir leugnen nicht, daß z. B. ein Kaufmann, der seinen Dickens, seinen Cervantes mit Behagen liest, ganz denselben verfeinerten Genuß kosten kann wie der humanistisch Gebildete bei seinen Klassikern; aber um seinem Dichter recht nahe zu kommen, muß er eine Gedankenarbeit gleich dem humanistisch Geschulten leisten. Ohne diese Arbeit ist der Genuß keines Schönen in der Kunst zu erreichen, dazu aber gehört vor allem die Kenntnis der Sprache des Originals.

Und dann, in welcher Sprache sind uns denn die Worte des Herrn, ist die Kunde von ihm uns überliefert? Es ist doch kein Zufall, daß das Neue Testament griechisch geschrieben ist, daß die ganze älteste Litteratur des Christentums nur in dieser Sprache redet, also daß auch die heidnischen Gegner zumeist nicht anders als griechisch antworten. Wer könnte das Christentum vom Boden des Altertums ablösen! Die Männer, die in Wort und Schrift den neuen Glauben verteidigten, waren zum großen Teil Griechen; in griechischen Symbolen fand man mystischen Ausdruck für den Namen des Herrn, in den Katakomben Roms herrscht die griechische Sprache. Wer das Griechische aus dem Gymnasium vertreiben will, der nimmt der Schule auch den Urtext des Neuen Testaments. Aber es ist ja übersetzt! Sawohl, übersetzt, durch einen Mann, der es verstand zu übersetzen, wie niemand vor ihm noch nach ihm, der aus seiner Übersetzung ein Litteraturdenkmal geschaffen hat. Aber weder er noch seine Nachfolger dürfen sich rühmen, das Werk zu Ende geführt zu haben. Wer kann Paulus in Luthers Übersetzung oder einer neuen wirklich ganz verstehen, wieviel deutet unsre theologische Wissenschaft noch an ihm herum! Wie gut ist es da für unsre Gymnasiasten, wenn ihnen nach der Konfirmation in den obern Klassen der griechische Text in die Hände gegeben wird. Noch erinnere ich mich deutlich, mit welcher Ehrfurcht ich den kleinen Tischendorf aufschlug und nun, mit Verwunderung ein höchst unklassisches Griechisch lesend, alle die alten wohlbekannten Geschichten, die eindringlichen Sprüche im Original mit Freuden wieder fand. Und warum will man denn den Schülern, denen hier das Präparieren verhältnismäßig wenig Mühe macht, die echt deutsche Freude am tiefeindringenden Nachsinnen, am Grübeln, wie dieser oder jener Satz des Paulus gemeint sei, nehmen, warum will man sie auf diese Weise zurückhalten, des Lehrers Auffassung am Urtexte zu prüfen und wieder ein Stück sonst gemeinamer Arbeit durch die ex cathedra gegebne Erklärung ersetzen? Es ist ja doch gerade einer der herrlichsten Vorzüge des evangelischen Daseins, daß es bei uns nicht Priester und Laien giebt, daß wir die Lehre vom allgemeinen Priestertum vertreten. Es ist doch der ungeheure Fortschritt der Reformation gewesen, daß sie die Tradition beiseite schob, beiseite schob die erbärmliche Vulgata, durch die bisher dem, der die Bibel las, Kunde wurde von dem Ursprunge seines Glaubens, daß sie auf die Urtexte zurückging. Wenn wir dieses Werk jetzt aufgeben, nicht fortsetzen, so erstarren wir. Dann wird sich wieder eine vornehme Oberschicht bilden, ein Konzil von vielleicht sehr streitsüchtigen Philologen und Theologen; die mögen dann über die Deutung des Neuen Testaments ohne Kontrolle beschließen und den Laien ihre Meinung aufdrängen. Nein, wir müssen neben der großen Christengemeinde auch noch eine kleine haben, eine Gemeinde von Kundigen, die es weiß, was es mit dem Neuen Testament auf sich hat, die es kennt und gern in der Ursprache liest. Und durch die historische Notwendigkeit dieser Ursprache soll uns die große Bedeutung des Griechischen für unsre Religion klar werden. Das ganze jüdische Volkstum war von hellenischer Kultur durchzogen; begeisterte Juden schrieben griechisch, nicht etwa, um dadurch bessere Propaganda zu machen, sondern wesentlich, weil ihnen diese Sprache die natürlichste war. So ist es auch mit Paulus, der nach Christus selbst uns die wichtigste, die anziehendste Persönlichkeit bleibt. Kein Mensch kann in einer andern als in der ihm eigen-

tümlichen Sprache so etwas Göttliches schreiben wie 1. Korinther 13. Und diese Sprache, die Ursprache unsers Glaubens, muß immerdar eine Gemeinde, eine Gemeinde nicht nur von Philologen und Theologen finden.

Es ist bisher ausschließlich vom Altertum die Rede gewesen; ich habe unter anderm gezeigt, wie die griechische Antike in römischer Übertragung durch das Mittelalter hindurch auf unsre Zeit gewirkt hat. Aber diese Kontinuität des Griechentums hat noch eine andre Seite. Als das römische Reich im Westen vor den Germanen zerfiel, da blieb der Name Roms nur noch auf die Osthälfte beschränkt. Man ist gewohnt, unter den Byzantinern etwas ganz verkommenes zu verstehen, das Wort Byzantinismus enthält, heute schon in seiner Ableitung für viele ganz unverständlich, einen verächtlichen Sinn. Aber die Kultur des griechisch redenden Ostens war vermöge ihres Alters für den mehr oder minder barbarischen Westen durchaus maßgebend. Wenn auch durch längere Strecken halbbarbarischer Zeiten unterbrochen, herrschten hier doch Wissenschaft und Kunst; die alten Autoren fanden pietätvolles Studium, eine ungeheure neue Litteratur wuchs heran. Von solcher Produktion, solcher Kunstübung war der Westen noch weit entfernt. Aber er lernte hier. Der byzantinische Geschmack bestimmte die Hoftracht der deutschen Kaiser, die Kunst des Ostens, die noch immer, wenn auch noch so steif und hölzern geworden, von antiker Überlieferung lebte, beherrschte die des Westens, noch in Cimabue erkennt man die byzantinische Schule. Vollends ist ja Rußland, das seine Religion von Byzanz empfangen hat, eine Domäne des römischen Ostreichs. Und endlich, was hat dieses früher so vielfach verachtete Ostreich gethan, um in einem achthundertjährigen Kampfe ein Bollwerk gegen den Islam zu sein! Erst mit dem Falle Konstantinopels wurde die orientalische Frage dringend für den Westen. Bis dahin schützte dieses Bollwerk griechischer Kultur, die Stadt, in der die Pflege der reinen antiken Sprache Ehrensache für die Gelehrten war, in der eine nie unterbrochne Tradition bis zum Jahre 1453 herrschte, die abendländische Gesittung vor der Barbarei der Orientalen. Und wie innig verwachsen mit dieser Kultur die des Westens ist, lehrt nicht zuletzt eine Tradition, die man vielleicht für ein urdeutsches Sagenvermächtnis unsers Volkes hält, die Sage vom wiederkehrenden Kaiser. Wir kennen alle die Kyffhäusersage; sie ist heute fast ein integrierender Bestandteil unsrer patriotischen Festreden geworden. Aber ihre letzten Wurzeln ruhen im byzantinischen Boden; der schöne deutsche Mythos mit seinen Nebenzügen ist erzeugt durch die griechisch-mittelalterlichen Vorstellungen von einem Endkaiser, der das Sehnen seines Volkes dereinst stillen soll.

Wir können hier nicht das Thema erschöpfen, was uns die Kultur des Volkes bedeutet, in dessen Sprache Homer sang, Aeschylos dichtete, Platon schwärmte, Paulus predigte, und das mittelalterliche Volk des Ostens sich wunderfame Mären zuraunte vom Ende der Dinge. Man könnte eine Zeitschrift gründen, die manchen Jahrgang erleben würde, um nur zu sagen, was die Griechen geleistet haben. Noch haben wir ganz und gar nicht unser Augenmerk auf die Philosophie der Griechen, auf die ewigen von ihnen gefundenen sittlichen Wahrheiten, auf die exakten Wissenschaften, auf die von den Griechen gefundenen Gesetze des Daseins gerichtet. Aber das Gesagte möge genügen; denn so wichtig es ist, zu sehen, wie scharf die Griechen die Welt um uns erkannten und zu studieren suchten, wie ihnen der Sinn für die vielberufne voraussetzungslose Wissenschaft zu allererst verliehen worden ist, so haben doch die von den Griechen gemachten Entdeckungen nur historischen Wert, gegebenenfalls auch didaktischen, indem sie uns lehren sollen, bei der Betrachtung der Leistungen ihrer Zeit nicht zu vergessen, wie weit die Hellenen mit unvollkommenen Mitteln gediehen sind. Es ist in unsern Tagen von dem berühmten Philologen Wilamowitz-Möllendorff ein griechisches Lesebuch erschienen, das Lesestücke aus

der Geschichte, der Philosophie, der religiösen Betrachtung, der Mathematik, der Technik der Griechen enthält und so den Beweis liefert, was überall von diesem Volke geleistet worden ist. Man kann leider von einem solchem Werke befürchten, daß es zu einer Art Propaganda benutzt wird. Propaganda aber bleibt gegenüber der mit Recht oft kritisch denkenden Jugend der obern Klassen ein etwas gefährliches Ding. Es kann hier wie mit dem Patriotismus gehn. Die stete begeisterte Hervorhebung dessen, was unser Volk geschaffen habe, begegnet leicht, wenn nicht dem Unglauben, so doch dem kritischen Zweifel, den wir nicht hinweg pädagogisieren können noch dürfen, den wir nur durch die ruhige Vorführung der Thatsachen im voraus widerlegen können. So könnte es auch hier gehn. Je weniger aber die reifern Schüler eine Tendenz merken, desto mehr wird sie die Gewalt der Thatsachen überzeugen. Eine Wissenschaft aber, deren moderne Fortschritte ihnen in der Mathematik- und der Physikstunde vor die staunenden Augen geführt wird, historisch zu begreifen, ist die Mehrzahl noch nicht imstande; das vermögen ja nicht einmal alle Erwachsenen. Aber das kann jeder Schüler begreifen, was in unsrer Kultur von der antiken lebt. Das sind nicht nur die neu auf die mittelalterliche Anschauung gefropften Reiser des Humanismus, die etwas hypertrophisch gewachsenen Blüten eines historisch betrachtet durchaus unverächtlichen Klassizismus, das ist vielmehr Saft und Trieb innerhalb der mittelalterlichen, innerhalb auch der modernen Kultur, die Versekung altgriechischer Kraft, das ist innerhalb unsrer Kultur das Fortleben der hellenischen Kultur. Der Genius eines Volkes aber, das solches geschaffen hat, redet nur im Naturlaut seiner Sprache, die er selbst erzeugt hat; diese Sprache aber verbannen heißt nicht etwa nur eine reine Quelle des Schönen verstopfen, ehe man auf andern Gebiete belebender Trank gefunden oder mühsam erbohrt hat, sondern heißt die Quelle unsrer Kultur überhaupt verschütten.



## Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

### 10. Die Wohnungsgenossenschaft



rudchen Leberkühn war ein hübsches, junges, strebsames Mädchen. Sie war mit Pensionsberechtigung angestellte Lehrerin an der städtischen Bürgerschule und bewohnte eine Mansardenstube vier Treppen hoch in Altermiete bei einem Schuster. Diese Wohnung, die vier Treppen, und der Schustergeruch, der gar nicht fern zu halten war, und der jedesmal vom Vorfaal herein quoll, wenn die Thür geöffnet wurde, waren der schwarze Punkt ihres Lebens. Sie hatte gethan, was sie konnte, ihre „Bude“ zu verschönern, sie hatte alle ihre Ersparnisse in hübschen Möbeln angelegt und die Wände mit Bändern, Brandmalerei und Kerbschnittwerken verziert, aber hatte es dadurch nicht ändern können, daß die Wände schief und die Tapeten ver-räuchert waren. Und sie hätte doch gar zu gern ein wenig Komfort um sich gesehen, wie sie es aus der Zeit, wo ihr seliger Vater noch lebte, gewöhnt war. Aber konnte sie mit ihren neunhundert Mark hoffen, je eine Wohnung zu finden, wie sie sie gern gehabt hätte? und mußte sie nicht Gott danken, daß sie wenigstens eine sichere Lebensstellung gewonnen hatte?